

FORST GESTERN UND HEUTE

Vom Privileg, Förster zu sein



Die knappe Besoldung des Forstbediensteten in früheren Zeiten führte zu manchen Privilegien für die grünen Berufe. Die Gründe dafür sind größtenteils heute ausgeräumt, das Gedankengut scheint sich aber in den Köpfen der Forstpartie erhalten zu haben. Frank Rakow beschreibt das Phänomen.



Die Forstoberen in der Mitte des Geschehens. Aber nicht nur im Wald geben sie den jagdlichen Takt vor

FOTO: LUKAS WERNICKE

Vielleicht stammt es noch aus alten Zeiten, als die Forstbeamten nach preußischen Prinzipien sehr zurückhaltend entlohnt wurden und der heutige Forstinspektor noch Hilfsförster hieß. Der Staat glich das schmale Salär seiner Diener vielfach durch Sachleistungen und Privilegien aus. Doch ohne Fleiß kein Preis: Nicht selten kam der Auserwählte nur durch ein gerüttelt Maß an zusätzli-

cher Eigenarbeit beziehungsweise -initiative in den Genuss dieser Vorteile.

Der Förster preußischer Bauart wohnte meistens auf einem einsam gelegenen Dienstgehöft. Drumherum lag das sogenannte Deputatland, auf dem eventuelle Dienstpferde gegen Entgelt sowie eigenes Viehzeug zur Weide gingen. Ein Teil wurde häufig auch als kleiner Acker oder großer Garten zur Selbstversorgung ge-

nutzt. Zum Heizen schlug der Förster (oder seine Waldarbeiter) sein Deputatholz, Hundehaltung wurde ebenso entlohnt wie im Auftrag des Dienstherrn verschossene Patronen. Wahrscheinlich gab es noch das eine oder andere „Zuckerl“, mit dem der Arbeitgeber das dünne Grundgehalt seiner Bediensteten aufwertete.

Die Forstbeamten waren vor dem Kriege aus finanziellen Gründen mit die eifrigs-

ten Raubwildjäger und -fänger. Kein Wunder bei den damaligen Verhältnissen: Ließ sich doch zeitweise schon mit drei guten Fuchsbälgen ein Drilling finanzieren. Wäre das noch jetzt so, hätte das Raubwild heute sicher nicht so ein paradiesisches Dasein in vielen Landesforsten. Auch der, der als Jagdgast stolz einen Rotrock zur Strecke liefert, hörte unter Umständen statt eines Lobes eher eine Missfallensäußerung.

Jagdausübung gehörte selbstverständlich zu den dienstlichen Verpflichtungen der grünen Waldläufer. Da war es auch keine Frage, dass persönliche Gäste, vor allem nahe Verwandte, zum Nulltarif mitjagen durften. Teilweise wurden solche familiären Einsätze sogar von der Obrig-

sich viele Privilegien aus damaliger Zeit gehalten. So jagten bis vor Kurzem noch zum Beispiel in Niedersachsen die Angehörigen ersten Grades zum Nulltarif im Fiskalischen – auch wenn sie mit der Materie ansonsten überhaupt nichts zu tun hatten. Warum eigentlich? Öffentlicher Wald und das darin lebende Wild gehören doch nicht dem Förster. Die Wasserschutzpolizei hat ja auch nicht automatisch das Angelrecht auf ihren Gewässern und darf dazu auch noch gleich die ganze Familie einladen.

Bei stärkeren Trophäenträgern wurde die Freigabe zwar für die Herren in Grün limitiert, aber sogar der Liegenschaftsverwalter aus dem Forstministerium durfte beispielsweise unbeschwert von Jagdbetriebskosten seine Büchse auf fiskalisches

Wer kennt sie nicht, die Situation bei der Begrüßung zu Gemeinschaftsjagden im Staatswald? Nach der Freigabe wird die Liste des „Blutzolls“ für Trophäenträger in Euro bekanntgegeben. Spaltet es die (Jagd-)Gesellschaft aber nicht in zwei Lager, wenn ausdrücklich hinzugefügt wird: „Angehörige der Forstverwaltung sind selbstverständlich von diesen Kosten befreit.“ Da die so Begünstigten es ja wissen, wäre es vielleicht diplomatischer, diesen Hinweis wegzulassen. Oder soll hier demonstriert werden, wer hier bei wem zu Gast ist?

Fasziniert hat mich auch die Methode eines Forstamtsleiters, die folgendermaßen funktionierte: Vor der gemeinsamen Drückjagd wurde von jedem Teilnehmer ein stattlicher Obulus einkassiert. Er diente laut Aussage des Forstoberen der Begleichung des Essens beim abendlichen Schüsseltreiben, für Treiber und Hundeführer sowie zur Darreichung der Königsrunde: „Damit sich nicht jemand bei der Jagd zurückhalten muss, nur weil er vielleicht Befürchtungen hat, eine Runde für die ganze Korona komme ihn zu teuer.“ Konzeptionell und sozial eine gute Idee, fand ich.

Dieser positive Eindruck wandelte sich einige Jagden später, als ich durch Zufall mitbekam, dass die Forstpartie zwar bei den anderen kassierte, sich selbst aber vornehm zurückhielt. Denn ein Forstbeamter, der bei dieser Jagd zu Gast weilte, wollte „wie alle anderen“ den vollen Betrag entrichten – auch als er hörte, dass die grüne Zunft hier Sonderrechte stillschweigend genoss. Von diesem Begehren wurde er vom Jagdleiter schnell abgebracht. Solche Praktiken funktionieren eben nur dann gut, wenn alle mitmachen. Abweichler könnten das geniale System ja in Frage stellen.

Ein vieldiskutiertes Thema ist natürlich der berühmte „Pensionshirsch“. Es war Usus, dass in den letzten fünf bis zehn Jahren vor dem Ruhestand dem Hüter des Waldes ein reifer Hirsch freigegeben wurde. Nachdem vor allem einige Rotwildkenner richtige Spitzenhirsche auf den Waldboden geschickt hatten, kam Unmut auf. Bezahlenden Gästen, die aufgrund von Eigeninteressen der Uniformträger um einen begehrenswerten Hirsch herumgeführt wurden oder gar als Schneider nach Hause fuhren, durften ein paar Tage



keit ausdrücklich begrüßt, wenn es mal bei der Abschusserfüllung klemmte.

Heute ist nicht nur das Einkommen der Männer in Grün an die allgemeine Entwicklung angepasst worden, auch vieles andere hat sich geändert. Die einsamen Forstgehöfte werden an finanzkräftige städtische Aussteiger verkauft, der Förster logiert im privaten Reihenhaus oder in der stadtnahen Mietwohnung. Trotzdem haben

Wild richten. Selbst erlebt: Der rührige Jagderlaubnisscheininhaber im Forst erzählt seinem Jagdleiter von dem Keiler, den er schon mehrfach vertraut beobachtet hat und den er nochmal bei gutem Licht fotografieren möchte. Diese Information war eine gute Grundlage für schnellen jagdlichen Erfolg seines Ansprechpartners in dem Bezirk des zahlenden Jagderlaubnisscheininhabers.

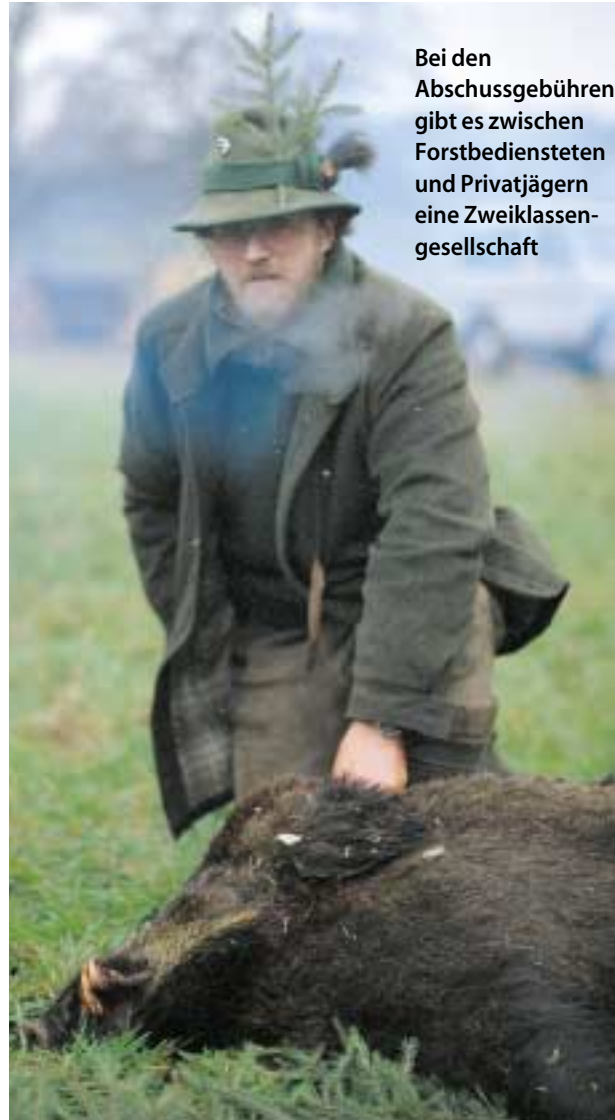
später ihrem Jagdführer auf seinen hervorragenden Abschuss zuprosten. Da schäumte bei manchem nicht nur das Bier im Mund, und die Geschichte von der unerwarteten Begegnung des Erlegers mit dem „Außerirdischen“ wurde auch nach reichlichem Genuss der Getränke nicht glaubwürdiger.

Letztlich ist so ein Hirsch in heutigen Zeiten auch ein Wertgegenstand. Da darf der Rechnungshof berechtigterweise mal fragen, ob die Forstkasse sich das als Geschenk an einen Gehaltsempfänger leisten kann und darf. Ich habe mich in dem Zusammenhang schon häufig gefragt, wie solches Entgegenkommen des Dienstherren steuerlich zu bewerten ist. Jeder Firmenwagen wird heute selbstverständlich als geldwerter Vorteil beim Gehalt draufgeschlagen. Ist da bei dem Gratis-Abschuss eines Hirsches durch einen Forstbeamten, der einen Privatjäger tausende von Euros kosten würde, der Staat nicht an seinem steuerlichen Anteil interessiert? Oder will hier nur eine Krähe der anderen kein Auge aushacken?

Das Einzige, was mich wirklich stört, ist die mangelnde Offenheit, teilweise sogar Verlogenheit gegenüber der privaten Jägerei. Sei es, dass die Freizeit-Nimrode pauschal als Dilettanten abgestempelt werden, sei es, dass der Förster sich bis heute als großer Profi verkauft (aber es häufig gar nicht ist), sei es, dass aus forstlichem Mund hehre jagdliche Grundsätze verkündet und nachdrücklich dem gemeinen Jägervolk empfohlen werden, die an der Praxis vollkommen vorbeigehen (wie zum Beispiel die Schonung der Sauen im Sommer).

Offensichtlich ist in dieser Zunft fast keiner bereit oder willens, sich die Lage eines normalen Freizeitjägers/Revierpächters zu versetzen – mit seinem meist begrenzten Zeit- und Geldbudget. Das schafft Gräben, die tiefer sind als die früher gefürchteten Grenzbefestigungen vom Gemeinderevier zum anschließenden Staatswald.

Vor dieser Grenze hatte man als „Feldjäger“ Respekt, auf der anderen Seite war die Obrigkeit zu Hause – zu Freverts Zeiten



Bei den Abschussgebühren gibt es zwischen Forstbediensteten und Privatjägern eine Zweiklassengesellschaft

die Gralshüter deutscher Waidgerechtigkeit. Dass draußen bei Wildschaden und schlechtem Licht häufig ein anderes Risiko einzugehen war – wer hatte dafür als Förster schon Verständnis? Und ob das Wild bei einer Nachsuche herausgegeben wurde, entschied nicht der Beamte vor Ort, sondern die Dienstvorschrift.

Mit der Waldsterben- und Wald/Wild-Diskussion spätestens hat sich die Forstpartie größtenteils aus der Solidargemeinschaft der Jäger verabschiedet. Nicht die verfehlte Forstpolitik der vergangenen Jahrzehnte, sondern das böse Wild, Trophäensucht, Hege und Fütterungen waren plötzlich daran schuld, dass der Wald, der Deutschen liebstes Kind, kränkelte. Monokulturen, Kahlschläge, Nadelholz-Bevorzugungen (es ist noch gar nicht so lange her, da wurden die Buchen in den Nadelholzkulturen geringelt; heu-

te bringt man sie mit viel Aufwand ein). All das wurde unter den Tisch gekehrt. Dabei hatten auch gerade viele wildverliebte Grünröcke die Rolle des Gralshüters über das (Hoch-)Wild ausgefüllt.

Heute erleben wir eher den umgekehrten Effekt. Wie früher auch, sucht das Schalenwild den Wald als Zufluchtstätte auf, die jetzt aber größtenteils naturnah gestaltet und damit wesentlich deckungs- und äsungsreicher geworden ist. Hier erwartet es aber jetzt ein auf jagdliche Effektivität ausgerichtetes Empfangskomitee. In Form von intensiver Einzeljagd durch Erlaubnisscheininhaber oder mit hundereichen Ansetzdrückjagden wird unterdessen erheblich Strecke gemacht. Um nicht falsch verstanden zu werden: Wenn das auf waidgerechte Art und Weise geschieht, ist dagegen überhaupt nichts einzuwenden. Allerdings stören mich häufig die Trefferbilder, besonders beim Rehwild. Und bei aller Lockerheit und Professionalität: Es tut gut, wenn vor der Strecke an den Grundbräuchen deutscher Jagd festgehalten und den Stücken die gebührende Ehre erwiesen wird.

Wenn der Jagdleiter in seiner Ansprache bemängelt, dass „zu wenig Braune“ auf der Strecke liegen und im selben Atemzug schon grimmig entschlossen den nächsten Feldzug gegen die ungeliebten Waldbewohner verkündet, die miserablen Schüsse auf das gestreckte Wild aber gänzlich unkommentiert bleiben, dann fühlt man sich als Jäger schon beinahe als Mitglied einer „Anti-Wild-Kampftruppe“.

Doch lieben wir denn nicht, was wir jagen? Es sind doch unsere „Freunde“ und nicht unsere „Feinde“, gegen die wir wie gegen Terroristen vorgehen müssen. Wenn, wie im Nationalpark Eifel unter rot-grüner Ägide passiert, per Dekret ganz aufs Streckelegen und Bruch überreichen verzichtet wurde, dann sind wir von dieser Vision leider schon gar nicht mehr so weit entfernt.

Foto: LUKAS WERNICKE

David regiert Goliath



Eine Schaltstelle jagdlicher Politik ist bei den Jagdreferenten von Bund und Ländern angesiedelt. Diese Posten werden fast ausschließlich mit Forstleuten besetzt, obwohl die Forst nur zwölf Prozent der bejagbaren Fläche in Deutschland repräsentiert. Warum eigentlich, fragt Frank Rakow.

Schon immer hat mich erstaunt, dass vor allem von den Jagdverbänden nie in Frage gestellt worden ist, warum sich die Jagdreferenten beim Landes- oder Bundesministerium fast ausschließlich aus der Forstpartie rekrutieren. Jagd findet zwar auch im Wald, überwiegend aber in der offenen Landschaft statt. Dass die dafür auserkorenen Forstbeamten natürlich primär die Interessen ihrer Dienstherren im Auge haben, ist verständlich und soll hier nicht zum Vorwurf gemacht werden.

Dafür aber die „Konstruktion“: Warum wurde nicht für eine Widerspiegelung der wirklichen Verhältnisse auf dieser Ebene gesorgt? Warum wurde nicht zumindest ein Fachberater aus der „freien Jagd“ dem Jagdreferenten aus der Forst mit entsprechenden Kompetenzen an die Seite gestellt? Kein Wunder also, dass sich vorwiegend alles um das Schalenwild (das sind die, wo Schäden an den Bäumen machen, würde unser aktueller Bundestrainer sagen) dreht. So konnte der Wegfall der Schnepfenjagdzeit im Frühjahr, die Einschränkungen beim Wasserwild oder Verbote der Fangjagd locker auf dem Altar des geheiligten Schalenwildes geopfert werden.

Keiner hat an dieser manifestierten Einseitigkeit, an diesem Allwissenheitsanspruch jagdlicher Beratung aus den Ministerien etwas auszusetzen gehabt. Auch heute nicht. Und die Frage sei erlaubt: Bekleideten immer wirklich jagdliche Experten diese Position oder wurde sie auch häufig dazu genutzt, die Beförderungsarithmetik in der forstlichen Stammespyramide zu regeln?

Ist es der Verständigung von privater und forstlicher Jägerei förderlich, wenn das große Heer der Privaten von der

Forst auf dem gesamten Spektrum der Jagd an so entscheidender Stelle über Jahrzehnte dominiert wird?

In dieses Bild passt auch, dass die Forstämter über lange Zeit ihre eigenen Abschlusspläne gemacht und ihre Zahlen auch nicht mit der umgebenden Jägerschaft ausgetauscht haben. Dadurch entzogen sie sich jeglicher Vergleiche und Kontrollen. Kein Wunder, dass ein jagender Landwirt nach dem Einzug einer grenzwertigen Trophäe einmal sagte: „Für uns stellen sie tausend Regeln auf, aber selber lassen sie sich nicht in die Karten schauen!“ Warum fordert der Deutsche Jagdschutzverband nicht eine

ausgewogenere Besetzung solcher Schaltstellen? Die fiskalischen Flächen repräsentieren gerade einmal 11,9 Prozent der bejagbaren Fläche in Deutschland!

Zur Zeit wird gerade darüber nachgedacht, hoheitliche Aufgaben an die Jägerschaften zu übertragen. Das könnte ein gutes Verhandlungspotenzial ergeben. Denn wenn die (private) Jägerschaft zunehmend öffentliche Aufgaben wahrnehmen soll, um den Staat zu entlasten, dann sollten ihr auch mehr Kompetenzen bei der Bestimmung von Leitlinien in ihrem ureigensten Bereich zugestanden werden.



Unterschiedliche Interessenlagen: den Förstern das Wild, den privaten Jägern der Wildschaden?